

Marc
Meller

STADT DES ZORNIS

Ein Escape-
Room-Thriller



ullstein

MARC MELLER ist das Pseudonym eines erfolgreichen Roman- und Drehbuchautors. Am liebsten schreibt er Thriller, in denen das Thema »Angst« in all seinen Ausformungen eine zentrale Rolle spielt. Marc Meller lebt in Köln und Hannover.

Von Marc Meller ist bereits in unserem Hause erschienen:

Raum der Angst – Ein Escape-Room-Thriller

Marc Meller

STADT DES ZORNS

Ein Escape-
Room-Thriller

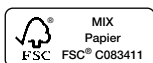
Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Oktober 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: plainpicture / © Christian Diehl (Treppe)

Umschlagsinnenmotiv: getty images / © Schrotschop

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der ITC Slimbach Std

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06382-9

KAPITEL 1

Ein weiterer Tropfen löste sich von den rostroten, teils brüchigen Backsteinen. Kondenswasser, wie es sich an solchen Orten nun mal bildete. Der Tropfen fiel herab und zersprang beim Aufprall auf den weißen Helm in unzählige kleine Partikel.

Dirk Meier nahm keine Notiz davon. Den Blick auf die in Plastik eingeschweißte Karte gerichtet, schritt er voran, sah kurz auf. Der Strahl seiner Helmlampe zerteilte die matte Dunkelheit. Es war nebelig in dem Tunnel, der Boden nass und glitschig. Hinter ihm ging sein Kollege Jens Radke, er war etwas jünger, kam frisch von der Fachhochschule, wo er Versorgungstechnik studiert hatte. Meier dagegen gehörte zur »Alten Schule«, wie man so schön sagte. Den Beruf von der Pike auf gelernt, zweiter Bildungsweg, Abend-schule. Es gab in dieser Stadt kaum jemanden, der die Unterwelt so gut kannte wie er. Die Karte in seiner Hand versicherte ihm, wo sie waren, und vor allem: was sich genau über ihnen befand.

»Es gibt doch auch noch Tunnel aus der Römerzeit, oder? Ich war noch nie in so einem«, sagte Radke.

»Da sind ja auch noch höchstens hundert Meter von übrig. Und der Tunnel dient nur noch den Touristen.«

»Unglaublich, oder? Wenn man sich das mal vorstellt.

Die Römer hatten bereits eine Kanalisation, und im Mittelalter haben sie die Scheiße auf die Straße gekippt.«

»Tja, wat willst du machen«, sagte Meier in breitem Kölsch. »So ist der Jeck. Vergisst gerne mal die eine oder andere Errungenschaft.« Meier wechselte wieder ins Hochdeutsche. »Um 1880 herum, als die Stadt sich immer weiter ausbreitete, haben die dann mal angefangen, eine Kanalisation zu bauen.«

Meier schaute nach oben zur Decke. Der Strahl der Helmlampe tastete das halbrunde Gewölbe über ihm ab. Sie befanden sich in einem sogenannten *Entlastungstunnel*, der über drei Meter Deckenhöhe hatte. Er diente dazu, bei starken Niederschlägen die Wassermassen abzuführen und in den Rhein zu leiten. Wenn dies geschah, war der Tunnel bis zur Decke mit Wasser geflutet. Jeder, der sich dann hier aufhielt, wäre verloren. Die Steine, rötlich braun gefärbt und zum Teil mit Moos und Schimmel überwuchert, bildeten eine unebene Fläche. Sooft Meier auch schon hier gewesen war, die Welt im Untergrund faszinierte ihn jedes Mal. Das Kanalsystem hatte sich im Laufe von hundertfünfzig Jahren wie ein Spinnennetz unter der Stadt ausgebreitet.

Meier sah wieder auf die Karte, um sich zu vergewissern, dass sie die richtige Stelle erreicht hatten. Direkt über ihnen schaufelten mehrere Bagger ein tiefes Loch für das Fundament eines neuen Bürogebäudes. Statiker hatten berechnet, dass der Bau dem Tunnel nichts anhaben konnte. Trotzdem, die Kanalisation war zu wichtig, als dass man sie allein den Bauingenieuren überlassen durfte. Hier war eine Expertenmeinung gefragt, und Meier war der Experte.

Er nahm seine schwarze Maglite-Taschenlampe vom

Gürtel, schaltete sie ein. Der grelle Strahl, hundertmal stärker als das Licht der Helmlampe, leuchtete in die Tiefen des Tunnels hinein und wurde von der vernebelten Luft reflektiert. Es sah alles gut aus – mit dem bloßen Auge betrachtet. Jens Radke prüfte mit einem Laserentfernungsmesser von einigen Stellen aus die Deckenhöhe. Es schien wirklich alles in Ordnung zu sein.

Da rümpfte der junge Kollege die Nase. »Riechst du das auch?«

Meier schaute ihn fragend an. Im Laufe der Jahre hatte er sich zu sehr an den modrigen Geruch, manchmal nach Fäulnis, gewöhnt. Aber der Kollege hatte recht, es roch noch nach etwas anderem, leicht süßlich. Meier kannte auch diesen Geruch. Er leuchtete wieder mit der Taschenlampe in den Tunnel. Radke nahm ebenfalls seine Maglite vom Gürtel und richtete den Strahl in die entgegengesetzte Richtung, aus der sie gekommen waren. »Womöglich Ratten«, dachte er laut. »Hier verwest doch so einiges, oder?«

Verwesung. Genau danach roch es. Meier ging ein paar Schritte weiter, langsam, den Strahl in den Tunnel gerichtet. Es kam ihm vor, als versuche er, mit Fernlicht durch eine Nebelwand zu schauen. Man konnte nie so genau sehen, was sich dahinter befand. Schritt für Schritt bewegte er sich vorwärts. Aber es war nichts zu erkennen, was seine besondere Aufmerksamkeit erfordert hätte. Keine Ratten. Kein Unrat. Nur wenig Schlamm.

Meier wollte die Suche beenden, als der Strahl der Taschenlampe etwas erfasste. Auf dem Boden, etwa zwanzig Meter entfernt, was war da? Meier konnte es nicht erkennen, also ging er darauf zu.

Und erstarrte.

»Was ist da?«, rief sein junger Kollege, der ihm bis jetzt nicht gefolgt war, aber nun näher kam.

»Bleib, wo du bist«, stieß Meier aus.

»Wieso?« Radke hielt sich nicht an die Anweisung. Meier hörte hinter sich, wie Füße durch eine Pfütze waten.

»Bleib da«, schrie Meier laut, ohne sich umzudrehen.

Die Schritte hinter ihm verstummten.

Meier starrte vor sich auf den Boden. Dort lagen die sterblichen Überreste eines Menschen. Eindeutig. Schnee-weiße Haut hatte das Licht der Taschenlampe reflektiert. Aus den seltsam verschränkten Beinen traten Knochen hervor. Offene Brüche. Der Oberkörper des Toten war mit Stich- und Schnittwunden übersät, die Kleidung regelrecht zerfetzt. Kein Blut, das war längst versickert. Die Leiche lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Bauch. Trotzdem war zu erkennen, dass es ein Mann war, mit längeren ergrauten Haaren. Die Finger weit gespreizt, als ob sie sich an den Steinen festkrallten, die Nägel waren abgebrochen. Im Todeskampf schien er mit letzter Kraft versucht zu haben, über den Boden zu robben. Vielleicht, um seinem Mörder zu entkommen. Zwecklos. Der hatte ihm eine Metallstange, ein Moniereisen vom Betonbau, in den Rücken gerammt und ihn damit am Boden fixiert.

Meier schaltete die Taschenlampe aus, um sich von dem furchtbaren Anblick loszureißen. Er schnappte nach Luft, taumelte ein paar Schritte rückwärts, bevor er sich umdrehte und in die entsetzten Augen seines Kollegen sah. Radke war noch ein paar Meter näher gekommen, um zu sehen, was da lag.

»Oh Gott«, entwich es ihm. Er drehte sich ruckartig um

und erbrach sich auf den Boden. Radke hustete, stützte sich an der Wand ab.

»Lass uns von hier verschwinden«, sagte Meier und versuchte, seine Stimme nicht panisch klingen zu lassen. Er nahm sein Handy aus der Tasche, sah auf das Display. Fünfundzwanzig Meter Erdschicht über ihnen ließen kein Funksignal durchdringen. Oder doch? Meier griff an seinen Gürtel, nahm das Walkie-Talkie an den Mund: »Stewo eins von Stewo zwölf, kommen.«

Das Funkgerät blieb stumm.

Radke hatte sich etwas erholt von dem Schock. Meier gab ihm per Handzeichen zu verstehen, dass er sich in Bewegung setzen sollte. Sie gingen los, marschierten durch den Tunnel, viel schneller, als sie gekommen waren. Radke stolperte, fiel aber nicht hin.

»Pass auf, verdammt!«, fauchte Meier ihn an. »Schau auf den Boden.«

Es schien, als ob Radke taumelte – wie ein Betrunkener. Das Adrenalin war schuld, die Angst.

»Stewo eins von Stewo zwölf, kommen«, blaffte Meier ins Funkgerät. Seine Stimme überschlug sich beinahe. Aber es blieb still, keine Antwort. Nur das Knacken beim wiederholten Betätigen des Schalters. Durch dieses Gewölbe drang nichts, kein Schall, keine Funkwellen. Sie waren abgeschnitten vom Rest der Welt.

Meier konnte nicht sagen, wie oft in seinem Leben er schon durch diesen Tunnel gegangen war. Aber noch nie hatte er Angst gehabt. Jetzt zitterte seine Hand, in der er das Funkgerät hielt, und er musste aufpassen, es nicht fallen zu lassen. Meier war darum bemüht, sich nichts anmerken lassen, er wollte den jungen Kollegen nicht noch

mehr verunsichern. Der alte Hase im Team fühlte sich wie der Kapitän in einem Flugzeug, das in heftige Turbulenzen geraten war, und jetzt ging er durch die Sitzreihen und musste so tun, als wäre nichts. Immer lächeln.

Meier nahm wieder das Funkgerät an den Mund. »Stewo eins, kommen. Verdammt noch mal!«

Immer noch kein Kontakt.

Er watete durch eine Pfütze, den Blick stur geradeaus gerichtet, immer und immer wieder setzte er einen Notruf ab.

Plötzlich ertönte etwas. Es klang wie ein Gongschlag.

Meier blieb abrupt stehen, drehte sich zu Radke um.

Der junge Kollege sah ihn fragend an. »Was war das denn?«

Die Schallwellen hallten immer noch nach. Bis zum nächsten Gongschlag. Wie in einem buddhistischen Kloster, dachte Meier.

Er überlegte. Es musste vom Kronleuchtersaal kommen, der lag nicht mehr weit entfernt. Es fanden im Moment keine Führungen oder Veranstaltungen statt. Oder doch? Meier war sich nicht sicher, das beruhigte ihn ein wenig. Womöglich wurde gerade ein Konzert vorbereitet.

»Weiter«, sagte er mit zittriger Stimme und ging voraus.

Im Kronleuchtersaal, der zu Ehren des letzten deutschen Kaisers Wilhelm des Zweiten hergerichtet worden war, gab es ein Telefon. Seit hundertdreißig Jahren. Ein alter Apparat mit riesiger Wählscheibe und einem uralten Kabel, das nach oben führte, an die Oberfläche.

Wieder ertönte ein Gongschlag.

Das Licht, das vom Kronleuchtersaal in den Entlastungstunnel fiel, wurde heller. Nur noch eine Metalltreppe

trennte sie von dort. Meier betrat die erste Stufe, ging nach oben, der Kronleuchter, der an der Decke hing, verbreitete helles Licht. Erst in den 1990er-Jahren war er elektrifiziert worden. Bis dahin hatten ihn sechs Kerzen geschmückt. Der Raum erfüllte den gleichen Zweck wie der Stollen. Er war dazu da, große Regenmengen aufzunehmen, um sie durch die Kanalisation abzuleiten. Heutzutage fanden hier Veranstaltungen statt, Konzerte oder exklusive Feiern, wenn es keinen Starkregen gab. Denn dann wurde der Tunnel nicht gebraucht.

Meier erreichte das Ende der Metalltreppe. Inmitten des backsteinernen Gewölbes stand der Gong. Er pendelte noch langsam hin und her, gab leise Schwingungen von sich. Unweit des Gongs stand ein korpulenter Mann, mit dem Rücken zu ihnen. Er ließ den Klöppel in seiner rechten Hand schwingen. Der Fremde war etwa eins neunzig groß, schätzte Meier, und trug einen schwarzen Anzug in Übergröße. Seine grauen Haare waren schulterlang, und er schien tief in Gedanken versunken zu sein, reagierte nicht auf die beiden Ankömmlinge.

»Hey!«, blaffte Meier ihn an. »Wer sind Sie? Und was tun Sie hier?«

Meier wartete die Antwort nicht ab, ging zu dem über hundert Jahre alten Telefon an der Wand, das durch ein dickes Kabel mit der Außenwelt verbunden war.

Der Anzugträger reagierte noch immer nicht, schwang nur den Klöppel in seiner rechten Hand.

Meier hob den schweren Hörer von der Gabel, drehte mit dem Finger an der Wählscheibe. Außer dem Rasseln der Mechanik war kein Geräusch zu vernehmen. Kein Ton drang aus dem Hörer.

Meier drückte die Gabel mehrmals herunter. Nichts. Er schmetterte den Hörer wütend auf die Gabel, griff zu seinem Funkgerät, das er wieder an den Gürtel gesteckt hatte. Meier war zu hektisch, das Funkgerät fiel ihm aus der Hand auf den Boden. Der Akku sprang ab. Meier bückte sich, hob die Einzelteile auf, fügte sie wieder zusammen. Allmählich ergriff ihn Panik, er wusste, dass hier etwas ganz gehörig falsch lief.

Endlich. Er hatte das Funkgerät wieder zusammengebaut.

Da ertönte ein erneuter Gongschlag.

»Monsieur«, ertönte die sonore Stimme des Mannes, der sich umgedreht hatte. »Würden Sie das bitte unterlassen.«

Meier erstarrte. Er sah in die Mündung einer Pistole, die sein Gegenüber in der linken Hand hielt. Von hinten hatte Meier den Mann älter geschätzt. Sein Gesicht wirkte jedoch wie das eines Dreißigjährigen, er hatte ein Doppelkinn und zwischen seinen verfetteten Wangen eine kleine Stupsnase. Die Haare waren ergraut, ordentlich nach hinten frisiert, und er trug eine randlose Brille. Wenn er keine Waffe in der Hand hielt, hätte Meier geglaubt, es mit einem Musiker zu tun zu haben, Cello oder Kontrabass.

Die Pistole in seiner fleischigen Hand wirkte relativ klein, aber groß genug, um jemanden damit zu töten.

Der Kollege Radke war zur Salzsäule erstarrt. Jetzt richtete der Mann den Lauf der Pistole auf ihn.

»Lassen Sie das Funkgerät fallen«, sagte der Mann in ruhigem, aber ebenso bestimmendem Tonfall. »Sonst erschieße ich Ihren Kollegen.«

Meier ließ los. Erneut krachte das Funkgerät auf den

Boden, und der Akku sprang ab. Im selben Moment ertönte der ohrenbetäubende Mündungsknall und hallte von den Wänden wider. Die Wucht des Projektils riss Jens Radke von den Beinen. Meier vernahm nur noch ein hochfrequentes Piepen im Ohr. Der Mann wirkte völlig unbeeindruckt von dem, was er getan hatte, als wäre er für die Folgen seines Handelns gar nicht verantwortlich.

Radke lag auf dem Boden, krümmte sich vor Schmerz und versuchte, den Oberkörper wieder aufzurichten. Dabei streckte er flehend den rechten Arm nach seinem Kollegen aus. Die andere Hand bedeckte die Brust. Blut quoll zwischen den Fingern hervor. Sehr viel Blut. Die Arbeitskleidung war tiefrot durchnässt.

Meier war unfähig, sich zu bewegen. Seine Muskeln gehorchten ihm nicht mehr, er war paralysiert. Er wusste, dass es keine Rettung für den jungen Kollegen gab. Die Kugel hatte ihn in die Brust getroffen, dort sicherlich größere Blutgefäße zerfetzt.

Aber was ... was wird aus mir, dachte Meier. Würde er diese Begegnung mit dem Fremden überleben?

Der eiskalte Mörder seines Kollegen ließ den Lauf der Pistole in Richtung Boden sinken, lächelte Meier an, als ob er die Gedanken seines Opfers lesen könnte.

Das Piepen in den Ohren ließ allmählich nach. Jetzt konnte Meier das Röcheln seines Kollegen hören. Radke schien an seinem eigenen Blut zu ersticken. Seine Atemgeräusche wurden leiser, noch leiser. Ein letzter Schwall Blut schoss aus seinem Mund, dann fiel der Kopf nach hinten, das Röcheln verstummte. Der ausgestreckte Arm plumpste auf den Boden.

Jens Radke hinterließ eine Frau, ein kleines Kind und

einen Stiefsohn, den sie mit in die Ehe gebracht hatte. Meier konnte es nicht fassen. Wieso? Er sah zu dem Mann, der immer noch die Pistole in der Hand hielt und auf den Boden richtete.

»Warum?«, stammelte Meier. »Warum ... tun Sie so etwas? Was haben wir Ihnen getan?«

Der Mann räusperte sich. »Ich heiße Janus.«

Einige Sekunden lang wusste Meier mit dem Namen nichts anzufangen. Doch dann bahnte sich die Erinnerung den Weg durch seine Gehirnwindungen. Janus. Erst jetzt realisierte Meier, dass an der rechten Hand des Mannes ein Finger fehlte, der Zeigefinger. Deshalb hielt er die Mordwaffe in der linken. Der rechte Zeigefinger war oberhalb des ersten Gliedes abgetrennt worden.

Meier wusste schlagartig, wen er vor sich hatte. Auch wenn Janus auf den Fotos, sowohl in der Zeitung als auch im Fernsehen, ganz anders ausgesehen hatte.

»Ich heiße Janus«, wiederholte der Mann mit einem zarten Lächeln auf den Lippen. »Ich möchte ein Spiel spielen. Und dazu brauche ich Ihre Hilfe.«

KAPITEL 2

Hannah starrte gedankenverloren aus dem Fenster und spiegelte sich in der getönten Scheibe. Dahinter zogen Industriegebäude vorbei, teils modern, teils in die Jahre gekommen, dazwischen ein chaotisches Geflecht aus bunten Rohrleitungen. Aus einigen Ventilen entwich weißer Nebel, der sich beim Aufsteigen in der kalten Luft auflöste.

Der ICE, in dem Hannah saß, fuhr mitten durch ein Chemiewerk hindurch. Sie stellte sich vor, wie es dort riechen würde. Nach Lösungsmitteln, Chemikalien. Sie bekam davon nichts mit, die Filter der Klimaanlage funktionierten. Das Chemiewerk war aufgebaut wie eine kleine Stadt, die Gebäude durch asphaltierte Straßen voneinander getrennt. Autos und Fahrradfahrer. Menschen in Arbeitskleidung überquerten Zebrastreifen, Ampeln gab es nicht. Am meisten faszinierte Hannah das Geflecht von verschiedenfarbigen Rohrleitungen, gelb, braun, grau – jede Farbe stand wohl für eine andere Flüssigkeit oder ein Gas, das darin transportiert wurde. Die Rohrleitungen verbanden die Gebäude miteinander, und das ganze System war verwirrend. Ein Spiegelbild von Hannahs momentanem Gefühlszustand. Nervosität, Schmerz, Unruhe. In Hannah hatte sich eine Menge Druck aufgestaut, ihre Ventile funktionierten nicht mehr so gut.

Hannah war von Hannover aus auf dem Weg nach Köln. Ihre vier Jahre ältere Schwester Valerie wohnte dort mit ihrem Mann. Anders als Hannah machte sich Valerie seit jeher kaum Gedanken über die Zukunft oder überhaupt darüber, was im Leben alles passieren könnte. Das Schicksal sei sowieso gnadenlos, lautete ihr Credo. Hannah hatte eine schwere Zeit hinter sich und versuchte, sie noch weiter hinter sich zu lassen. Valerie würde eine große Hilfe dabei sein, ihre unbekümmerte Art färbte meist auf Hannah ab.

Der Zug hatte das Chemiewerk durchquert und fuhr über ein Autobahnkreuz hinweg, lieferte sich ein kurzes Rennen mit der Schwebebahn, dem Wahrzeichen Wuppertals. Dann folgten Felder und Wiesen. Bauern bei der Arbeit. Hannahs Blick verharrte stur auf einem imaginären Punkt in weiter Ferne. Sie hatte sich zu viel zugemutet. Zumindest unmittelbar nach den traumatischen Erlebnissen vor neun Monaten. Vor neun Monaten war es ihr gelungen, aus eigener Kraft einem gefährlichen Psychopathen zu entkommen. Er hatte sie entführt, gefangen gehalten und zu einem Spiel gezwungen – in einem Escape-Room, zusammen mit sieben weiteren Personen, von denen fünf das Spiel nicht überlebten. Die Medien hatten dieser abscheulichen Tat einen Titel verliehen: »Das Massaker von Marienburg«.

Zu schnell sei Hannah ins normale Leben zurückgekehrt, hatten ihr nicht nur Freunde gesagt, sondern auch ihre Therapeutin. Hinzu kam, dass der Psychopath entkommen konnte, immer noch auf der Flucht war. Es bestand die Gefahr, dass er erneut den Kontakt zu ihr suchen würde. Janus – wie er sich selbst nannte – war abgetaucht, in Hannahs Kopf blieb er allgegenwärtig.

»Guten Tag«, ertönte eine Frauenstimme neben ihr. Im Gang stand eine junge Zugbegleiterin in Uniform. Die Augen der Frau verrieten, dass sie wenig geschlafen hatte, was sie aber nicht daran hinderte, freundlich zu lächeln.

»Schichtwechsel«, sagte sie. »Dürfte ich noch mal Ihre Fahrkarte sehen?«

Hannah kramte das Papier aus der Jackentasche und reichte es ihr. Die Kontrolleurin schaute kurz darauf, dann verzog sie das Gesicht, sah Hannah fragend an. »Was machen Sie hier? Das ist ein Ticket für die erste Klasse.«

»Passt schon«, sagte Hannah.

»Wie Sie wollen. Hier wird keiner zu seinem Glück gezwungen.«

Die Kontrolleurin gab das Ticket zurück und ging weiter. Der Großraumwaggon in der zweiten Klasse war höchstens zu einem Drittel gefüllt. Hannahs Schwester Valerie hatte das Ticket gekauft und bezahlt. Erste Klasse, Sitzplatz mit Zweiertisch am Fenster. »Vielleicht sitzt dir ja ein netter Mann gegenüber«, hatte sie gewitzelt. Ihre Schwester sähe es gern, wenn Hannah wieder eine breite Schulter zum Anlehnen finden würde.

Erste Klasse. Valerie legte viel Wert auf Luxus. Sie hatte sich den passenden Ehemann dazu ausgesucht. Tobias Uhlenbrock verdiente viel und war wenig daheim. Als Topmanager in der Pharmaindustrie jettete er permanent durch die Weltgeschichte. Das halte die Ehe am Leben, behauptete Valerie gerne. Wenn die beiden sich sähen, flamme die Leidenschaft auf. In der Zeit der Trennung frage keiner so genau, wie der andere sein Leben gestaltete.

Hannah spiegelte sich in der Scheibe, als sie durch einen Tunnel fuhren. In letzter Zeit hatte sie die Neigung,

sich selbst zu analysieren. Immerhin studierte sie ja Psychologie. Nur im Moment nicht. Die Universität hatte ihr ein Jahr Auszeit gewährt, zwei Semester. Die Geschehnisse Anfang des Jahres rechtfertigten dies allemal.

Warum fahre ich zweiter Klasse, dachte Hannah, während sie ihr Spiegelbild betrachtete. Es war kein Versehen gewesen, sie hatte vor dem Einsteigen aufs Ticket geschaut.

Stiller Protest gegen die Affektiertheit ihrer Schwester? Snobismus war Hannah stets fremd gewesen. Trotzdem: Warum verzichtete sie auf eine Dienstleistung, die Valerie bezahlt hatte?

Hannah gab sich mit der einfachsten aller Erklärungen zufrieden: weil sie den Gesichtsausdruck ihrer Schwester genoss, wenn sie aus dem falschen Waggon ausstieg.

Valerie hatte eine besondere Art, ihre Mundwinkel zu verziehen. Sie hob immer nur die eine Seite an, die linke. Valerie stand auf dem Bahnsteig, dort, wo laut Wagenstandsanzeiger die Waggonen der ersten Klasse hielten. Ihr Kopfschütteln drückte Unverständnis aus. Mal wieder. Bosco, der Golden Retriever, den sie an der Leine hielt, war ganz aufgeregt, Hannah wiederzusehen.

»Wieso zahle ich so viel für dein Ticket, wenn du es nicht nutzt?«

Hannah grinste. »Weil du es dir leisten kannst.«

Die beiden umarmten sich herzlich, wobei Hannahs Crossbody-Tasche, die über dem Bauch hing, etwas im Weg war. Sie schob sie zur Seite. Mit Handtaschen hatte es Hannah nicht so, die Flexbag lag eng am Körper an und war beinahe diebstahlsicher. Hannah löste sich von ihrer Schwester und kniete sich hin, um Bosco zu knuddeln.

Valerie musterte die Kleidung ihrer Schwester. »Gibt es in Hannover nur noch Secondhandläden?«

Hannah grinste. »Danke. Du siehst auch gut aus.«

»Ich meine es ernst. Morgen gehen wir beide erst mal shoppen.«

Hannah sah an sich herab. »Was passt dir denn nicht?«

Sie trug eine verwaschene Jeans mit Löchern, ein Levis-Sweatshirt mit abblätterndem Aufdruck und ihre Jacke, zugegeben, die könnte wirklich aus dem Secondhandladen stammen. Ein grüner Parka aus alten Armeebeständen.

»Und was ist das für eine Tasche?« Valerie verzog wieder den Mundwinkel, diesmal leicht verächtlich. »Du siehst aus wie ein Tourist auf Malle.«

»Mir gefällt sie«, sagte Hannah. Sie verschwieg, warum sie diese Tasche mitgenommen hatte und keine andere.

Bosco bellte sein Frauchen einmal an, er wollte los.

Die beiden setzten sich in Bewegung, Bosco ging vorneweg. Hannah zog ihren Rollkoffer hinter sich her. Es war viel los auf dem Bahnsteig. Freitagnachmittag, die Leute wollten nach Hause, und die meisten Züge hatten Verspätung. Eine Durchsage folgte auf die nächste.

Hannah musste innerlich schmunzeln wegen der Bemerkung über das Outfit. Ihre Schwester liebte extravagante Kleidung, deren Wert man auf den ersten Blick sah, auch wenn kein Preisschild dranhing. Sie arbeitete als Galeristin, so stand es auf ihrer Visitenkarte. Ihre Ausstellungsräume waren allerdings meistens geschlossen. Wann sie das letzte Mal ein Bild verkauft hatte, wusste niemand.

Heute, nur um ihre Schwester vom Bahnhof abzuholen, trug Valerie eine weiße Stoffhose im Marlene-Dietrich-Stil, der Jahreszeit angepasst einen Pullover in derselben Farbe

und darüber eine dunkelblaue Lederjacke im Bikerstyle. Ihre ebenfalls dunkelblauen *Manolo Blahnik* erzeugten ein charakteristisches Klackern auf dem Steinboden.

»Ich habe einiges fürs Wochenende geplant«, schnatterte sie los. »Es gibt drei neue Restaurants, die du noch nicht kennst. Ich habe zur Auswahl: französische Küche, natürlich einen Italiener und ...«

Hannah schnitt ihr das Wort ab. »Lass mich bitte erst mal ankommen.«

»Na klar. Ich dachte, du bist schon hier. Was ist los?«

Valerie ging immer davon aus, dass, wenn man ihr Geschnatter unterbrach, irgendwas los sein musste.

Hannah ging nicht auf die Frage ein. »Ist Tobias wieder unterwegs?«

»Ja. Tokio.« Jetzt wechselte sie schnell das Thema. »Für morgen habe ich geplant, dass wir shoppen gehen und am Mittag in einem Weinlokal ein Häppchen essen. Auch da ist der Tisch schon reserviert. Bosco können wir bei der Nachbarin abgeben.«

»Der arme Hund.«

Valerie lachte. »Er ist gerne dort.«

Hannah fand, dass ihre Schwester eigentlich viel zu egoistisch war, um einen Hund zu halten, der noch dazu viel Auslauf brauchte. Aber sie hatte zum Glück mehrere nette Nachbarn, die Bosco liebten und sich freuten, ihm zeitweise Asyl zu gewähren.

Hannah überlegte, was Valerie gerade gesagt hatte. »Was heißt, da ist ›auch‹ ein Tisch reserviert?«

»Ich habe in allen drei Restaurants angerufen. Du hast also die freie Auswahl.«

Jetzt verzog Hannah die Mundwinkel. Ihr gefiel so

etwas nicht. Andere Gäste bekämen ihretwegen keinen Tisch, weil Valerie sich alle Möglichkeiten offenhielt. Hannah kannte ihre Schwester aber gut genug, um zu wissen, dass jegliche Diskussion darüber zwecklos wäre.

Sie traten auf die Rolltreppe, die abwärtsfuhr, wobei Valerie achtgeben musste, dass ihre schmalen Absätze nicht in den Rillen stecken blieben. Sie wippte auf den Fußballen, bis sie unten waren.

Auf dem Weg zum Parkhaus fielen Hannah die Monitore ins Auge, die in der Ladenpassage des Bahnhofs verteilt waren. Meistens wurden Werbebotschaften gesendet, die Bilder wechselten ständig. Jetzt waren Fotos von zwei Männern zu sehen und darunter das Logo der Kölner Polizei. Es sah auf den ersten Blick wie ein Fahndungsauftrag aus, aber dann las Hannah, was darunter stand: Die Polizei bat um Mithilfe. Die beiden Männer, die auf den Fotos zu sehen waren, galten seit drei Tagen als vermisst.

Hannah blieb kurz stehen, um besser lesen zu können, aber schon wechselte das Bild wieder, und eine Frau in Dessous warb für eine bekannte Modemarke.

»Was ist?« Valerie hatte keine Notiz von den beiden Vermissten genommen und sah ihre Schwester vor der Werbebotschaft für Dessous. »Ich kenne einen Laden, wo es die Dinger gibt. Für wen brauchst du denn so was?«

Hannah erwiderte nichts darauf. Sie setzten ihren Weg durch den Bahnhof fort.

KAPITEL 3

Von irgendwoher drang die Stimme von Bette Midler in den Raum, sie sang »The Rose«. Ein trauriges Lied über die Liebe. Der Finger lag sauber abgetrennt vor Hannah auf dem glänzenden Metalltisch. Ein Chirurg hätte es wohl kaum besser hingekriegt, dachte Hannah. Haut und Sehnen waren sauber durchtrennt, lediglich der Knochen war an einer Stelle gesplittert. Das Ergebnis einer ordentlichen Amputation hätte anders ausgesehen, ja, aber nicht, wenn der Chirurg nur eine Gartenschere zur Verfügung gehabt hätte. Frostige Kälte verlieh der Schnittfläche ein marmoriertes Muster. Kein Tropfen Blut.

»Meinst du, man kann ihn wieder annähen?« In seiner Stimme klang nicht mal der Hauch eines Vorwurfs mit.

Hannah räusperte sich. »Ich glaube, nein.«

Er trat einen Schritt näher an den Tisch heran. Hannah blieb ungerührt sitzen. Sie befanden sich in einem kahlen Raum mit spiegelnden Metallplatten an den Wänden. Hannah kannte den Raum, sie war hier schon einmal gewesen. Sie saß an einem Tisch aus Metall, umgeben von elektronischen Geräten. Direkt gegenüber befand sich ein metal-lener Korbstuhl, an den Stromkabel angeschlossen waren. Wie bei einem elektrischen Stuhl.

Langsam streckte er den Arm nach ihr aus, an seiner

rechten Hand fehlte der Zeigefinger. Hannah bewegte sich nicht, sie unternahm nichts. Sie musste Geduld haben, den richtigen Zeitpunkt abpassen, durfte nicht zu schnell reagieren. Er streckte die Hand weiter nach ihr aus, noch weiter. Sein Arm schien immer länger zu werden. Und dann – der Zeigefinger vor ihr auf dem Tisch fing an zu zittern, beinahe so, als wollte er der ausgestreckten Hand entgegenspringen.

Das war der Moment. Es ging blitzschnell. Hannah schnappte zu, bekam seine Hand zu fassen, presste sie auf die Tischplatte. Ihr Arm schnellte in die Höhe, das Küchenbeil blitzte im Schein der Lampe auf. Hannah schlug mit aller Kraft zu. Das Geräusch, mit dem die scharfe Klinge die Handgelenksknochen zertrümmerte und an der Tischplatte abprallte, ließ sie zusammenzucken.

Ein Hund bellte, zweimal.

Hannah fuhr ruckartig hoch. Sie war schweißgebadet, saß senkrecht im Bett, atmete schwer. Dann besann sie sich. Schlaftrunken wanderte ihr Blick hin und her, bis sie realisierte, wo sie war. Nicht zu Hause. Tapete an den Wänden, keine Metallplatten. Sie hielt auch kein Beil in der Hand. Bosco, der sich in der Nacht ins Gästezimmer geschlichen hatte und am Fußende schlief, stand neben dem Bett und sah sie mit treuen Augen an. Hannah wuschelte ihm über den Kopf.

»Alles gut«, sagte sie keuchend, »es ist alles in Ordnung.«

Ihr Pyjama fühlte sich feucht an, auch das Laken und sogar die Bettdecke. Hannah keuchte. Draußen wurde es allmählich hell. Ihr Blick ging zum Wecker auf dem Nachttisch, es war schon halb acht.

Hannah schwang ihre Beine über die Bettkante, stand auf und ging ins angrenzende Badezimmer. Bosco folgte ihr, blieb aber an der Tür stehen. Hannah klappte den Klo-deckel hoch, zog die Hose runter und setzte sich. Die Erinnerungen an den Traum vergingen. Hannah stand auf, betätigte die Klospülung, wusch sich die Hände und ging ins Zimmer zurück. Bosco hatte sich wieder ans Fußende des Bettes gelegt und schien zu faul, um noch mal aufzustehen.

Ein schwerer Vorhang verdunkelte den Raum. Hannah schob ihn ein kleines Stück zur Seite, sah nach draußen. Es versprach ein sonniger Oktobertag zu werden. Die Bäume im Garten hatten bereits die meisten Blätter verloren, vom Grün des Rasens war nur noch wenig zu sehen. Hannah liebte den Herbst.

Die Alpträume wurden wieder mehr. *Hat das was zu bedeuten*, fragte Hannah sich. Falls es tatsächlich so kommen sollte, dass er wieder in ihr Leben eindrang – diesmal war sie vorbereitet, in vielerlei Hinsicht. Sie hatte Verbündete um sich geschart. Valerie gehörte nicht dazu. Hannah hatte sie weitestgehend im Unklaren gelassen, weil ihre Schwester nur schwer den Mund halten konnte, immer alles ausplauderte. Und in ihrer Umhängetasche war etwas, das ihr Sicherheit gab. Hannah fühlte sich gewappnet. Es musste sich irgendwann etwas ändern in ihrem Leben. Es musste irgendwann ein Ende haben.

Sie ging zum Bett zurück, legte sich noch mal hin, ließ jedoch die Augen offen und starrte sinnierend an die Decke. Langsam fand sie wieder zu ihrem normalen Atemrhythmus zurück. Eins, zwei. Einatmen, ausatmen. Eins, zwei. Aus dem Bauch heraus, wie ihre Therapeutin es ihr beige-

bracht hatte. Schließlich schloss sie die Augen, fing an zu summen, die Melodie von »The Rose«. Die Melodie, die sie in ihren Albträumen begleitete.

KAPITEL 4

Nico saß auf dem Radkasten des Transporters und goss einen weiteren Kanister Wasser in den Bottich. Er hatte einige Zeit als Hilfsarbeiter auf dem Bau malocht und gelernt, wie man Zement mit Wasser anrührte. Daher wusste er, dass bei dieser Mischung der Zement innerhalb von Minuten nicht mehr formbar sein würde. Genau das war der Plan.

Nico sah auf seine Armbanduhr mit zerkratztem Deckglas, sie ging genau. Das Timing war entscheidend. Er rührte mit einer akkubetriebenen Bohrmaschine in dem Bottich. Die Konsistenz stimmte. Solange die Mischung in Bewegung bliebe, würde sie nicht aushärten, danach aber unglaublich schnell. Nico schlug mit der flachen Hand gegen die Wand des Transporters, die die Fahrerkabine vom Laderaum trennte.

»Es geht los. Du weißt, wo du halten musst.«

Durch ein kleines Fenster in der Wand ertönte die Stimme seines Freundes. »Ja. Haben wir schließlich tausendmal geübt.«

Der Transporter setzte sich in Bewegung, Nico musste sich festhalten. Moritz, der am Steuer saß, würde eine kurze Panne vortäuschen. Nicht lange und an einer Stelle, wo die anderen Autos an ihm vorbeikämen. Die Autos. Aber keine Straßenbahn.

Nico spürte die Anspannung. Er hatte schon viele Aktionen mitgemacht für eine bessere und gerechtere Welt. Er hatte Häuser besetzt, Wälder vor der Rodung gerettet und sich von Autobahnbrücken abgeseilt. Aber diese Nummer hier wäre das Geilste, an dem er jemals beteiligt war. Es durfte nur nichts schiefgehen, und vor allem durften sie sich nicht erwischen lassen. Wenn ihr Plan gelänge, wären sie berühmt. Über diese Sache würde man deutschlandweit berichten, vielleicht sogar in der ganzen Welt.

Der Transporter ruckelte, wurde langsamer und blieb stehen.

Es war so weit. Nico schaltete die Rührmaschine ab. Von nun an tickte die Uhr. Er öffnete eine Bodenklappe, die das Loch verbarg, das sie selbst in den Transporter geschnitten hatten. Er sah unter sich nur den schwarzen Asphalt, sonst nichts. Wo hatte Moritz gehalten? Nico stockte der Atem. Der Zement härtete mit jeder Minute weiter aus.

Nico kniete sich auf den Boden, steckte den Kopf durch die Klappe, um unter den Lieferwagen zu sehen. Aufatmen. Sie hatten fast die richtige Position, aber knapp vorbei war auch daneben. Nico kam wieder auf die Knie und hämmerte mit der flachen Hand gegen die Rückwand.

»Du musst noch einen Meter zurücksetzen. Einen Meter!«

Der Transporter ruckelte erneut. Von draußen war das Hupen mehrerer Autos zu hören. Nico ließ sich nicht beirren. Er sah durch das Loch im Boden, dann tauchten sie in seinem Blickfeld auf, die Schienen der Straßenbahn.

»Noch ein kleines Stück«, schrie er nach vorne zum Fahrer.

Unter ihm war nun eine Weiche durch die Bodenluke zu sehen.

»Stopp!«, schrie er.

Der Transporter ruckelte, und Nico verlor für einen Moment das Gleichgewicht. Er konnte sich gerade noch an einer Wand festhalten.

»Perfekt«, rief er nach vorne.

Das Hupen von draußen ließ nach. Motorengeräusche waren zu hören, Autos, die vorbeifuhren.

Nico hob den Bottich an. Er war verdammt schwer. Dann lief die immer noch klebrig graue Masse über den Rand und durch die Luke auf die Schienen. Nico schaffte es, den Bottich ganz umzukippen. Der flüssige Zement verteilte sich großflächig über der Weiche.

Geschafft. Nico schob den Bottich mit dem Fuß weg. Sie mussten noch einen Moment warten. Er sah durch die Bodenluke. Von den Schienen im Asphalt war nichts mehr zu sehen, sie waren komplett überschwemmt mit Zement.

»Die Bahn kommt«, ertönte Moritz' Stimme.

»Moment noch«, sagte Nico. »Einen kleinen Moment müssen wir noch warten.«

Von draußen ertönte das schrille Klingeln der Straßenbahn.

Nico sah auf die Uhr, zählte die Sekunden, bis eine Minute herum war.

»Noch einen kleinen Moment«, rief Nico, der weiter auf die Uhr sah. »Noch nicht.«

Das Klingeln der Straßenbahn kam näher.

»Jetzt! Fahr los!«

Nico hielt sich an einer Stange fest, die normalerweise

dazu diene, Ladung in dem Transporter zu fixieren. Moritz fuhr langsam an, musste aber gleich wieder bremsen.

»Rote Ampel«, kam es aus der Fahrerkabine.

Nico ging zur hinteren Tür, wo sie ein kleines Guckloch ins Blech gebohrt hatten. Er sah hindurch. Die Straßenbahn fuhr wieder an, näherte sich der Weiche. Nun würde sich zeigen, ob er alles richtig gemacht hatte und ob das Timing stimmte. War der Schnellbinderzement schon hart genug? Durch das Guckloch sah Nico, wie die Straßenbahn die Weiche passierte. Der vordere Triebwagen schaffte es ohne Probleme, die Metallräder verdrängten den Zement in der Weiche.

»Verdammt«, fluchte Nico. »Wir haben nicht lange genug gewartet.«

Aber dann – die Bahn blieb abrupt stehen.

»Es ist grün«, rief Moritz von vorne.

»Gib Gas, schnell!«, befahl Nico.

Der Transporter fuhr mit einem Ruckeln los. Durch das Guckloch sah Nico, wie sie sich von der Straßenbahn entfernten.

Die Bahn hatte zwei Waggon, die genau in einer Kurve feststeckten und hinter ihr die dreispurige Hauptverkehrsstraße blockierten.

Das Hupkonzert nahm seinen Anfang. Aber es würde noch lauter werden, da war Nico sich sicher. Er grinste bis über beide Ohren. Sie hatten es geschafft.

Die Aktion »Big Saturday« nahm ihren Anfang.

KAPITEL 5

»Was ist da draußen los?« Hannah spürte wieder die innere Unruhe in sich aufsteigen. Das Heulen der Sirenen, das von draußen hereindrang, war zu einer nicht enden wollenden Melodie verschmolzen, die seit gefühlt einer halben Stunde anhielt.

Valerie hatte Hannahs Frage überhört. Sie war zu sehr mit den Auslagen des Juweliers beschäftigt, starrte fasziniert, mit leicht geöffnetem Mund, in die beleuchteten Schaukästen. Wie ein Kind im Spielwarenladen, dachte Hannah. Sie konnte nicht nachvollziehen, warum Luxus und Statussymbole einen so großen Stellenwert bei ihrer Schwester einnahmen. Etwas anderes, das Valerie offensichtlich im Leben fehlte, wurde dadurch womöglich kompensiert.

Hannah glaubte zu wissen, was. Echte Gefühle, Liebe. Valerie war bei ihrer Partnerwahl schon immer sehr anspruchsvoll gewesen, aber weniger nach romantischen Gesichtspunkten. So auch bei Tobias, den sie äußerst schnell geheiratet hatte. Er war zehn Jahre älter als Valerie und sah darüber hinaus noch weitere zehn Jahre älter aus. Von Stress, Termindruck und Überlastung gezeichnet. Als Valerie ihn der Familie vorgestellt hatte, war es Hannah schwergefallen, sich nichts anmerken zu lassen. Tobias war kleiner

als Valerie, leicht untersetzt und hatte damals kaum noch Haare auf dem Kopf gehabt. Mittlerweile trug er wenigstens eine Glatze, was ihn etwas cooler aussehen ließ

Hannah drehte sich um, als der Inhaber des Ladens aus dem Hinterzimmer kam. Er hatte einen etwas seltsamen Gang, wie jemand, der Rückenprobleme hatte und jeden Schritt mit Bedacht tat. Er kam zu dem Tresen, wo Hannah stand, und legte Valeries Uhr, die repariert werden musste, auf ein Tuch aus grünem Samt. Das Armband war aus schwarzem Leder, das Gehäuse aus Gold, zumindest nahm Hannah an, dass es Gold war, sonst hätte sie sich sehr in ihrer Schwester getäuscht. Der Name Patek Philippe auf dem weißen Zifferblatt sagte Hannah nichts, aber sie ging davon aus, dass der Chronograf sehr teuer war.

Der Juwelier war dem Ambiente seines Geschäfts angemessen gekleidet. Er trug einen maßgeschneiderten dunklen Anzug, Krawatte und das dazu passende Einstecktuch. Im Gegensatz zu Valerie, die näher kam, hatte er Hannahs Frage, was draußen los sei, vernommen.

»Ich hoffe, Sie sind nicht mit dem Auto gekommen«, sagte er mit einem Lächeln.

»Doch«, sagte Valerie. »Allerdings. Wieso?« Sie trat zu Hannah und dem Juwelier an den Verkaufstresen.

»Dann sollten Sie Ihren Einkaufsbummel um einige Stunden verlängern«, sagte der Juwelier – immer noch mit einem Lächeln auf den Lippen. Er schien zu hoffen, dass Valerie die ganze Zeit in seinem Laden verbringen würde. »In der Stadt herrscht das absolute Verkehrschaos, weil mehrere Bahnen ausgefallen sind und die Waggons die Straßen blockieren.«

Valerie schüttelte den Kopf. »Typisch mal wieder: Köl-

ner Verkehrsbetriebe. Wenigstens ist kein Tunnel eingestürzt.«

Jetzt wurde aus dem Dauerlächeln des Juweliers ein breites Grinsen. »Kann ja noch kommen. Man weiß nie.«

Die beiden lachten.

Hannah war nicht nach Lachen zumute. Die innere Unruhe nahm umso mehr zu, je gelassener ihr Umfeld war. Sirenen sowie das Flackern von Blaulicht erinnerten sie an einen der schlimmsten Tage ihres Lebens. Die Zeit, die sie in Geiselhaft verbracht hatte. Als sie um ihr Leben kämpfen und mitansehen musste, wie Menschen vor ihren Augen starben.

Dann, zwei Monate nach den grausigen Ereignissen, als Hannah dachte, das Schlimmste überwunden zu haben, war sie in der Innenstadt von Hannover einkaufen gewesen. Da ertönten wieder Sirenen um sie herum. Ein Feuerwehreinsatz. Urplötzlich überkam Hannah eine Panikattacke. Es hatte sich angefühlt, als erleide sie einen Herzinfarkt. Ihre Lungen waren wie zugeschnürt gewesen, sie bekam keine Luft mehr, und ihr wurde speiübel. Seitdem hasste sie dieses penetrante, aggressive Geräusch eines Einsatzfahrzeugs. Die Tonlage generell. Ihr verging schon jetzt die Lust auf den weiteren Einkaufsbummel.

Valerie schien etwas zu merken. Hannah hatte ihr mehrfach eingebläut, dass sie nicht auf ihren Gefühlszustand angesprochen werden wollte, vor allem nicht in Gegenwart Fremder.

»Komm mal her«, sagte Valerie mit dem typischen Grinsen im Gesicht, das sie aufsetzte, wenn sie Hannah auf andere Gedanken bringen wollte. »Heb mal deinen linken Arm.«

Zögerlich kam Hannah der Aufforderung nach. Der Juwelier begriff sofort. Er hatte bereits die Schatulle für die Uhr auf den Tresen gestellt, um sie einzupacken, jetzt hob er das Schmuckstück von dem grünen Samt auf.

»Darf ich?«, fragte er Hannah mit einem Lächeln.

Eigentlich hätte sie Nein gesagt, war aber gefühlsmäßig nicht in der Lage, zu widersprechen. Mit zarten, sehr gepflegten Fingern, die so etwas jeden Tag machten, legte der Juwelier ihr die Uhr ums Handgelenk und schloss das Lederarmband. »Eine *Patek Philippe Calatrava* mit achtzehn Karat Goldgehäuse und Saphirglas.«

»Wow«, sagte Valerie. »Die steht dir aber so was von.«

Dem konnte Hannah nicht widersprechen. Die Uhr passte vom Stil her, weil sie schlicht wirkte. Die Ziffern auf weißem Untergrund waren schön geschwungen. Heute hatte Hannah auf ihren Parka verzichtet. Sie trug zur löchrigen Jeans und den Turnschuhen ein innen angerautes Kapuzensweatshirt und dazu einen grob gestrickten, überdimensionierten Schal. Ihre Flexbag hatte sie wie immer an der Seite baumeln.

»Wollen Sie sie gleich anlassen?«, fragte der Juwelier.

»Natürlich lässt du sie an«, antwortete Valerie. »Die sieht schick aus, und ich habe ja schon eine Uhr.«

Valerie streckte den Arm aus und zeigte ihre mit Diamanten besetzte Rolex mit kleinem Zifferblatt. Die Steine glitzerten im Licht des Deckenstrahlers.

Hannah wusste, dass sie eine Rolex wie die von Valerie niemals tragen würde. Übertriebener Luxus und jede Form von Dekadenz waren ihr unangenehm. Die Uhr, die sie jetzt am Handgelenk hatte, strahlte nichts davon aus, egal wie hoch ihr Preis sein mochte.

»Jetzt brauchst du nur noch eine richtige Handtasche«, sagte Valerie schnippisch.

Der Juwelier kommentierte diese Aussage mit einem Grinsen. Ihm schien die Flexbag wohl auch etwas zu gewöhnlich.

Valerie bezahlte mit Kreditkarte die Rechnung für die Reparatur und blieb ansonsten standhaft, kaufte nichts Weiteres mehr. Dann verabschiedeten sie sich, und ein junger Angestellter, ebenfalls in schwarzem Anzug, öffnete ihnen die Tür.

Die Sirenen hallten durch die Fußgängerzone. Gefühl von allen Seiten. Aber sonst bekam man von dem Verkehrschaos in der Stadt wenig mit. Denn am Anfang der Hohen Straße fuhren keine Autos und keine Bahnen. Hannah fiel auf, dass weniger Passanten als sonst an einem Samstag die Fußgängerzone bevölkerten. Wahrscheinlich standen viele, die kommen wollten, im Stau oder hatten sich entschieden, umzukehren.

Hannah sah auf die Uhr. Weniger, um die Zeit zu erfassen, sondern, um sie eingehend zu betrachten.

»Wie teuer war die?«

»Das willst du nicht wissen«, antwortete Valerie mit einem Grinsen.

»Nun sag schon.«

»Sechstausend. Gebraucht.«

»Sechstausend? So teuer sieht sie nicht aus.«

»Es ist die Marke, *Patek Philippe*. Bestes Schweizer Uhrwerk. So eine Uhr ist wie eine Kapitalanlage. Ohne Wertverlust.«

Hannah blieb stehen und hielt ihre Schwester am Arm

fest. Die beiden sahen sich in die Augen. »Schenkst du sie mir?«

Valerie verzog spontan den Mundwinkel, wie immer auf ihre eigene Art. Nur wirkte sie diesmal eher ungläubig, ob Hannah das wirklich ernst meinte. In ihrer Stimme schwang eine Portion Ironie mit. »Ich soll dir eine Sechstausend-Euro-Uhr schenken? Einfach so?«

»Ja«, antwortete Hannah selbstbewusst.

Valerie überlegte nicht lange. »Okay.«

Beide lachten spontan.

»Okay?«

»Ja, verdammt. Sie gehört dir.« Valerie strahlte, als ob sie diejenige wäre, die eine Uhr geschenkt bekommen hatte. »Erinnere mich zu Hause daran, dass ich dir die Papiere gebe, Garantie und Echtheitszertifikat, sonst nimmt sie kein Juwelier zur Reparatur an.«

»Was, glaubst du, sagt dein Mann dazu?«

»Der merkt das gar nicht.« Sie lachte. »Ich könnte die halbe Einrichtung verticken. Autos, Uhren, Schmuck. Nur den Fernseher nicht und das Sky-Sportabo, das würde er merken. Er lebt in seiner eigenen Welt.«

Mit einem Mal stand ein Thema im Raum, über das sie seit Hannahs Ankunft noch nicht geredet hatten.

»Das klingt jetzt nicht so nach einer prickelnden Ehe.«

Valerie setzte sich wieder in Bewegung. Sie gingen schweigend nebeneinanderher, erreichten nach ein paar Hundert Metern die Abzweigung zur Schildergasse, Kölns größter Einkaufsmeile. Jetzt waren sie etwas näher an einer der Hauptverkehrsadern und sahen in der Ferne die Autos, die sich stauten. Zum Glück waren sie nicht davon betroffen.

»Ich gehe fremd«, sagte Valerie unvermittelt. »Lass uns einen Kaffee trinken, dann erzähle ich dir mehr.« Valerie steuerte zügig ein Café an, das Sitzplätze draußen hatte. Es wurde gerade ein Tisch in der Sonne frei, und Valeries Schritte wurden noch etwas schneller. Hannah folgte. Sie war neugierig geworden.

KAPITEL 6

Es schien der ideale, fast perfekte Tag, um in den Zoo zu gehen. Die Temperaturen lagen um die zehn Grad, aber in der Sonne wäre es wärmer, und der Wetterbericht versprach, dass es den ganzen Tag über trocken bleiben sollte. Bernd Kappler rechnete fest damit, dass unter solchen Bedingungen viele die gleiche Idee hatten. Aber er hatte es seinem Enkel Eric versprochen, hoch und heilig. Zu oft war es in der Vergangenheit vorgekommen, dass er den kleinen Mann versetzen musste. Aus beruflichen Gründen. Kappler arbeitete als Erster Hauptkommissar beim LKA Niedersachsen in Hannover.

Seine Tochter Maike war alleinerziehend und studierte an der Medizinischen Hochschule. Nachdem sie den Schritt gewagt hatte und von ihrem Mann losgekommen war, hatte Kappler ihr seine Unterstützung zugesichert. Leichter gesagt als getan. Als leitender Hauptkommissar war sein Privatleben immer wieder plötzlichen Störungen ausgesetzt. Der Schwiegersohn hatte sich als miserabler Vater entpuppt, die einzige Oma, die Eric noch hatte, war nicht viel besser. Sie zeigte wenig Interesse an ihrem Enkelkind, was wohl auch daran lag, dass sie Maike, ihre Schwiebertochter, vom ersten Tag an nicht hatte leiden können.

Kapplers Frau war vor vier Jahren an Krebs gestorben.

Seitdem lebte er allein auf den hundertzwanzig Quadratmetern direkt am Maschsee in Hannover. Er stand an der Balkontür, die Sonne spiegelte sich auf der Wasseroberfläche. Im Moment hatte er keinen wichtigen Fall, an dem er arbeitete. Seit zwei Wochen reihte sich ein langweiliges Strategiemeeting ans nächste.

Da piepte sein Handy. Kappler nahm es vom Tisch, in der Erwartung, dass Hannah anriefe. Die beiden telefonierten täglich, meistens vormittags um dieselbe Uhrzeit. Kappler sah aufs Display, es war nicht Hannah. Der Anruf kam vom Waterlooplatz. Kappler zögerte einen Moment, ob er drangehen sollte, doch wie so oft siegte die Neugier.

»Ja?«, sagte er ins Handy.

»Morgen. Da hat sich gerade ein Freund von dir gemeldet«, ertönte die Stimme eines jungen Kollegen, der heute – am Samstag – Bereitschaft hatte. »Aus der JVA. Scheint sehr wichtig zu sein.«

»Jaja«, seufzte Kappler. »Die Knackis glauben immer, sie hätten was Wichtiges. Welcher Freund denn?«

»Professor Andreas Zargert«, antwortete der Kollege.

Einen Moment lang stockte Kappler der Atem. Der Name löste eine Kaskade von Erinnerungen aus. Professor Andreas Zargert saß in U-Haft wegen der Ereignisse vor neun Monaten. In der Gemeinde Nordstemmen nahe Hannover waren mehrere Menschen ums Leben gekommen. Sie hatten geglaubt, an einem psychologischen Experiment der Universität Hannover teilzunehmen. Aber dem war nicht so. Der Sohn des Professors, mit bürgerlichem Namen hieß er Aurel Zargert, hatte fünf Männer und drei Frauen entführt, eingesperrt, um ein tödliches Spiel mit ihnen zu spielen. In diesem Spiel hatte er sich den Namen *Janus*

gegeben. Mit immensem Aufwand hatte Janus in dem unbewohnten Schloss Marienburg einen Escape-Room eingerichtet. Nur wenige überlebten das Spiel des Psychopathen. Die meisten Probanden wurden brutal ermordet, Janus konnte am Ende entkommen. Ein Versagen, das Kappler zum Teil sich selbst zuschrieb, weil er den Gegner schlichtweg unterschätzt hatte. So etwas durfte nicht noch einmal passieren.

Professor Zargert war nicht wegen der Morde angeklagt, sondern das Massaker im Schloss Marienburg hatte noch etwas anderes zutage gefördert: die Wahrheit über den Psychologieprofessor. Er hatte während der Erziehung seiner Söhne massiv in deren persönliche Entwicklung eingegriffen, was man als Gehirnwäsche bezeichnen konnte und was eindeutig den Tatbestand der Kindesmisshandlung erfüllte. Der Prozess gegen ihn würde nächste Woche beginnen.

Kappler räusperte sich. »Was wollte er denn?«

»Du sollst zu ihm kommen.«

»Gerne«, sagte Kappler gelassen. »Am Montag vielleicht, kann aber auch Mittwoch werden. Vielleicht sehen wir uns aber auch erst im Gericht. Heute gehe ich auf jeden Fall mit meinem Enkel in den Zoo.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte der Kollege trocken.

Kappler stutzte, bevor er laut wurde. »Was ist los, verdammt noch mal? Lass dir nicht jedes Detail einzeln aus der Nase ziehen.«

»Schalte mal den Fernseher ein, am besten n-tv.«

Während Kappler nach der Fernbedienung suchte, die mal wieder nicht an ihrem Platz lag, erfuhr er von seinem Kollegen, dass in Köln ein Verkehrschaos ausgebrochen

war. Irgendwelche Spaßvögel hatten Schnellbinderzement in mehrere Weichen der Kölner Verkehrsbetriebe gegossen. An neuralgischen Punkten der Stadt. Die Waggons, die daraufhin stecken geblieben waren, blockierten mehrere Hauptverkehrsadern. Und das an einem sonnigen Tag wie heute – zwei Monate vor Weihnachten.

Als Kappler den Städtenamen Köln hörte, lief ihm ein Schauer über den Rücken. Hannah war gerade in Köln, um ihre Schwester Valerie zu besuchen.

Endlich hatte Kappler die Fernbedienung gefunden, und der Bildschirm wurde hell, als ein Nachrichtenmoderator den Pressesprecher der Kölner Polizei interviewte. Kappler hörte den Ausführungen zu:

»Im Moment gehen wir davon aus, dass es sich um die Aktion einer Gruppe von Umweltaktivisten handelt. Bisher hat sich allerdings noch niemand dazu bekannt. Ich rate den Bürgern dringend, sich von der Innenstadt fernzuhalten, am besten den Großraum Köln zu meiden.«

»Und was ist mit denen, die schon da sind?«, fragte der Moderator schnippisch. »Was sollen die am besten tun?«

»Alle Verkehrsteilnehmer, außer vielleicht Fußgänger und Radfahrer, müssen sich auf extreme Behinderungen und Wartezeiten einstellen. Wir können noch nicht sagen, wie lange die Störungen anhalten werden. Der Busverkehr im Innenstadtbereich ist bereits gänzlich eingestellt worden.«

»Sind die Staus denn das einzige Problem, oder ist mit weiteren Aktionen zu rechnen?«

Der Polizeisprecher gab eine eher nichtssagende Antwort aus aneinandergereihten Worthülsen.

Kappler hatte genug gehört, wendete sich vom Fernse-

her ab und sprach in sein Handy. »Was haben die Vorfälle mit dem Professor zu tun?«

»Er behauptet, dass sein Sohn dahintersteckt. Aurel – also Janus.«

Kappler holte tief Luft. »Hat er dafür irgendeinen Anhaltspunkt? Womöglich will er sich nur wieder wichtig-tun.«

»Er sagt, er habe Post bekommen. Den Brief will er nur dir persönlich geben. Ich denke, du solltest lieber gleich in die JVA fahren.«

Kappler blieb gar keine andere Wahl. Er musste vor allem Hannah warnen. Er nahm das Handy wieder ans Ohr. »Ich bin quasi auf dem Weg.«

Kappler legte auf und betätigte sofort die Kurzwahl-taste. Nichts tat sich. Gar nichts, noch nicht mal die Mail-box.

Kappler fing an, sich Sorgen zu machen. Er versuchte es bei Hannahs Schwester, ihre Nummer hatte er auch. Doch dasselbe, es kam keine Verbindung zustande, also versuchte er es auf dem Festnetz in Köln, und da sprang der Anrufbeantworter an. Nach dem kurzen Ansagetext fiel Kappler mit der Tür ins Haus: »Hier spricht Hauptkommissar Bernd Kappler, dies ist eine Nachricht für Hannah. Janus ist wieder da. Ruf mich sofort an.«

KAPITEL 7

Hannah war etwas aufgewühlt, während sie allein durch die Fußgängerzone flanierte. Sie und ihre Schwester hatten in einem Café eine Pause eingelegt. Bei einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen hatte Hannah von ihrer Schwester erfahren, dass Valerie und Tobias auf eine offene Zweierbeziehung umgeschwenkt waren. Die beiden waren polyamor, wie sie es nannten. Keiner fragte so genau nach, was der jeweils andere in seiner Abwesenheit trieb.

»Und warum seid ihr noch verheiratet?«, hatte Hannah wissen wollen. Die Antwort war ebenso simpel wie einleuchtend: »Weil es funktioniert.« Valerie brauchte Tobias, seinen Status, sein Geld, und er als wenig attraktiver Mann schmückte sich gerne mit einer Frau wie Valerie. Sie hatte Stil, sah gut aus und machte bei seinen Freunden und Geschäftspartnern was her. Valerie hatte in dem Gespräch mit ihrer Schwester betont, dass sie sich nicht kaufen lasse, dass es ihr nicht nur ums Geld gehe, sondern sie froh sei, Tobias zu haben. Aber er reichte ihr eben nicht. Sie hatte das Leben mit einem Mosaik verglichen, das aus vielen Steinen bestand, wobei der Partner eben nicht für jedes Teil verantwortlich war. Auf diversen Internetportalen lernte Valerie andere Männer kennen, hatte Hannah erfahren. Wenn ihr einer gefiel, schob sie sein Bild nach rechts. Wenn

der Mann dasselbe tat, entstand ein *Match*, und der Kontakt war hergestellt. Valeries Bilder und ihr Text darunter schienen so aussagekräftig zu sein, dass sie eine fast hundertprozentige Erfolgsquote hatte, zumindest was ein erstes Treffen anging. Nicht jeder schaffte es, sie zu verführen. Die wenigsten, hatte sie betont. Tobias machte es wahrscheinlich genauso, davon ging Valerie zumindest aus, aber seine Erfolgsquote war bestimmt niedriger.

Hannah wollte sich kein Urteil über die beiden erlauben, aber es beschäftigte sie trotzdem, während sie allein durch die Fußgängerzone schritt. Sie und ihre Schwester hatten sich nach dem Besuch im Café getrennt. Dem vorausgegangen war ein Ping auf Valeries Handy, eine Kurznachricht. Hannah hatte daraufhin eine Vermutung gehabt, wieso Valerie mal kurz allein sein wollte.

Hannah hatte ein altmodisch romantisches Bild von der Ehe. Sie sollte ein Leben lang halten. Auch wenn dies nicht immer gelang, so war in ihren Augen doch die Zielsetzung entscheidend. Ehepartner auf Abruf empfand Hannah als einen Widerspruch in sich. Aber Valerie war nun mal ganz anders als sie. Schon immer.

Hannah sah zum wiederholten Male auf ihr Handy. Netz und guter Empfang wurden angezeigt, aber wenn sie versuchte, zu telefonieren, kam keine Verbindung zustande. Gar nichts passierte. Zum Glück hatte sie mit ihrer Schwester einen Treffpunkt und eine Uhrzeit vereinbart. Am Brunnen vor Galeria Kaufhof. In etwa zwanzig Minuten müsste Hannah dort sein, der Weg war nicht weit. Aber was stimmte mit ihrem Handy nicht? Obwohl Hannah nicht telefoniert oder im Internet gesurft hatte, war der Ladezustand ihres Akkus nur noch siebzig Prozent. Er schien kaputt zu sein,

denn am Morgen hatte sie ihr Handy voll aufgeladen. Normalerweise hielt der Akku den ganzen Tag. Zum Glück hatte sie ihre Powerbank dabei.

Hannah erreichte den Neumarkt, wo die Fußgängerzone endete, in Köln einer der Hauptverkehrsknotenpunkte. Hier regierte das Chaos. Eine Straßenbahn mit zwei Waggonen war stecken geblieben und blockierte die dreispurige Straße in der einen Fahrtrichtung. Auf der entgegengesetzten Fahrspur positionierte sich ein monströser Autokran, der die Waggonen aus den Gleisen heben sollte. Aber vorher mussten die Stromleitungen abmontiert werden. Eine Armada von Feuerwehrleuten und Technikern wieselte umher.

Rien ne vas plus – nichts ging mehr. Auch die Seitenstraßen waren verstopft. Aber es blieb relativ ruhig, fand Hannah. Die Autofahrer verhielten sich diszipliniert, kaum einer hupte, weil sie anscheinend gemerkt hatten, dass dies absolut nichts bringen würde. Zum Teil waren sie auch aus ihren Fahrzeugen gestiegen, schauten dem Spektakel zu oder diskutierten. Überall flackerten Blaulichter, aber die meisten Polizisten waren zu Fuß unterwegs. Auch die Einsatzfahrzeuge blieben im Verkehr stecken.

Hannah bemerkte wieder eine der digitalen Reklame tafeln. Sie erhaschte kurz einen Blick auf das Foto der zwei vermissten Männer, das ihr gestern am Bahnhof aufgefallen war. Dann wechselte das Motiv wieder. Man hatte die beiden also immer noch nicht gefunden. Was mochte der Grund sein? Was war mit ihnen passiert?

Da hörte Hannah zwei Männer neben sich laut reden. Der eine, ein grau melierter Herr mit Halbglatze, schien den anderen, einen Jüngeren mit blonden schulterlangen

Haaren, aufklären zu wollen. Im Radio hatte es geheißsen, dass Umweltaktivisten für das Chaos in der Stadt verantwortlich seien, betonte der Ältere mit allwissendem Unterton in der Stimme.

»Das ist doch mal wieder reine Spekulation«, erwiderte der Jüngere.

»Wer sonst sollte denn so etwas tun? Und warum?«, regte sich der Ältere auf.

Hannah kam einen Schritt näher und sprach die beiden an. »Entschuldigung«, sie zeigte den Männern ihr Handy. »Mein Telefon funktioniert nicht. Ich habe Empfang, aber es kommt keine Verbindung zustande. Könnten Sie mir kurz Ihr Handy leihen?«

Der Jüngere schaute auf ihr Display. »Nein, so wie ich das sehe, haben Sie kein Netz.«

Hannah suchte nach dem Symbol für den Empfang. Es stimmte, sie hatte das Netz verloren.

Der Ältere blickte ebenfalls auf sein Handy, das noch aus einer anderen Generation stammte. »Ich auch nicht.«

»Geht uns wohl allen so«, sagte der Jüngere mit Blick auf sein Display. »Wenn sich zu viele Handys an einem Ort befinden, kann das passieren. Wie im Fußballstadion.«

Der Blonde lächelte sie an. Hannah schien ihm zu gefallen, das verrieten seine Augen, und er wollte das Feld nicht dem Besserwisser überlassen. »Bestimmt haben das auch diese ominösen Umweltaktivisten zu verantworten. Ich habe ebenfalls null Balken.«

»Schon interessant«, sagte der Ältere mit einem beinahe philosophischen Unterton. »Wie man plötzlich von jetzt auf gleich ein paar Jahrzehnte zurückkatapultiert wird. Nur noch Radio und Festnetz. Wie in alten Zeiten.«

»Genau so was wollen die Aktivisten demonstrieren«, warf der Blonde ein und sah zu Hannah. »Dass wir zu sehr im Überfluss leben. Uns besinnen sollen, was wirklich wichtig ist.«

»Nein«, grätschte der Ältere dazwischen. »Wir sollen uns zurückentwickeln, am besten bis in die Steinzeit.«

Hannah wendete sich kommentarlos ab und ging weiter. Der Blonde rief ihr hinterher. »Einen schönen Tag noch.«

Ihr Verhalten war unhöflich, das wusste sie, aber in letzter Zeit hatte Hannah häufiger das Bedürfnis, nicht jedem gerecht zu werden. Sie dachte über das nach, was die beiden gesagt hatten. *Umweltaktivisten*. Es ergab durchaus Sinn, dass solche Leute anderen den Tag vermiesen wollten, um etwas gegen die Folgeschäden des Kapitalismus zu unternehmen, doch die Theorie erschien Hannah trotzdem etwas unbefriedigend. Sie war neugierig geworden, was die Medien über den Vorfall berichteten, aber um das zu lesen, bräuchte sie erst mal Handyempfang.

Hannah nahm Kurs in Richtung des Brunnens, wo sie sich mit Valerie treffen wollte. Es waren immer noch weniger Passanten in der Fußgängerzone als an einem solchen Samstag üblich. Hannah sah auf die Uhr, noch eine Viertelstunde. Sie ließ den Arm wieder sinken, da vernahm sie das Ping ihres Handys, eine Nachricht war eingegangen.

Hatte sie wieder Netz? Hannah sah sofort nach. Auf dem Display wurde »Kein Netz« angezeigt, auch kein WLAN, trotzdem hatte sie eine Whatsapp-Nachricht erhalten. Scheinbar von ihrem Provider. Sie las die Nachricht: »Bleib stehen und sieh nach links.«

Hannah schaute vom Display auf, ihr Blick ging nach links. Die Nachricht kam unmöglich vom Provider, jemand

beobachtete sie. Hannah sah nichts, was ihre besondere Aufmerksamkeit geweckt hätte. Passanten gingen vorbei. Vor ihr war ein großes Sportgeschäft und daneben die Filiale einer Kaufhauskette.

Wieder ertönte ein Ping. Sie sah aufs Display: »Schau genau hin.«

Wie kam diese Nachricht auf ihr Handy? Hannah nahm ihr Smartphone ans Ohr und versuchte, Valerie anzurufen. Es kam keine Verbindung zustande, nichts. Wie war das möglich?

Hannahs Blick streifte durch die Fußgängerzone. Wer hatte sie dazu aufgefordert, stehen zu bleiben und nach links zu schauen? In diesem Moment erlebte sie so was wie ein Déjà-vu. Eine Sekunde, vielleicht zwei, die ihr vorkamen, als wäre sie durch eine Zeitmaschine zurückversetzt worden.

Hannah entdeckte einen Mann, der zwischen den beiden Gebäuden stand, dem Sportgeschäft und der Kaufhauskette. Er trug eine Daunenweste in Neongelb mit dem Aufdruck eines Sportartikelherstellers. Der Mann selbst sah wenig sportlich aus, übergewichtig, nein: Er war richtig fett. Er hatte einen Vollbart und trug eine verspiegelte Sonnenbrille. Er schien sie anzustarren, auch wenn sie seine Augen nicht sehen konnte. Er führte die Zigarette zum Mund, nahm einen letzten tiefen Zug. Hannah erstarrte. Der Mann hatte einen Verband am rechten Zeigefinger, der Finger war komplett eingewickelt.

Für einen Moment schien das Leben um sie herum stillzustehen, bevor es wie in Zeitlupe weiterlief. Hatte der Mann nur eine Verletzung? Oder täuschte der Verband einen Finger vor, der gar nicht da war?

Der Mann warf die Kippe auf den Boden, blies den Rauch aus Mund und Nase aus und wendete sich ab. Hannah war sich für einen Moment nicht sicher, ob diese Person wirklich existierte oder nur eine Halluzination war. Sie sah ihn jetzt nur noch von hinten, wie er in gemächlichem Tempo in einer schmalen Gasse zwischen den Gebäuden verschwand.

Hannahs Füße gehorchten ihr nicht mehr, sie gingen einfach los, folgten dem Mann in einigem Abstand. Er wurde langsamer, blieb an einer Metalltür stehen. Ein Notausgang, vermutete Hannah. Der Mann bückte sich schwerfällig und hob etwas auf, einen Keil vermutlich, der sich zwischen Tür und Rahmen befand. Er steckte ihn in die hintere Hosentasche, riss die Tür weit auf und verschwand im Gebäude.

Langsam schloss sich die schwere Metalltür. Jetzt war es Hannahs Kopf, der entscheiden musste, sie rannte los. Der Spalt, den die Tür noch offen stand, wurde kleiner und kleiner. Sie hatte noch ein paar Meter zu laufen.

Würde sie es schaffen?

Im letzten Moment bekam sie den Knauf zu fassen, bevor die Tür ins Schloss fiel. Hannah hatte richtig vermutet, es war ein Notausgang, die Tür ließ sich nur von innen öffnen.

Sie zögerte einen Moment, atmete tief durch, wechselte den Knauf in die linke Hand, um mit der rechten in ihre Flexbag zu greifen. Hannah spürte das kalte Metall in ihrer Hand, umfasste den Griff des Revolvers, den sie seit Monaten immer bei sich trug.

Bernd Kappler hatte das möglich gemacht. Kaliber .22 – eine Munition für Sportschützen und Biathleten, dement-

sprechend klein war der Revolver mit sechs Schuss in der Trommel. Nichts, womit man einen Waffennarren hätte beeindrucken können, aber auf kurze Distanz absolut tödlich. Das kalte Metall in ihren Händen verlieh Hannah genug Sicherheit, um durch die Tür zu gehen, dem unbekannten Mann zu folgen.

KAPITEL 8

Wieder fiel eine der schweren Gittertüren krachend ins Schloss. Der JVA-Beamte ging vorneweg durch den tristen Korridor, Kappler folgte ihm in einigem Abstand.

Kappler hatte Hannah noch immer nicht erreicht. Womöglich hatte der mangelnde Mobilfunkkontakt mit den Ereignissen in Köln zu tun. Er hoffte es.

Jetzt hier zu sein, fühlte sich für Kappler an, als ob eine alte, fast verheilte Wunde wieder aufriss. Professor Zargert hatte in den Monaten nach dem »Massaker von Marienburg« äußerst wenig zur Aufklärung beigetragen. Er bezeichnete sich sogar selbst als Opfer seines Sohnes Aurel alias Janus. Der Prozess gegen Zargert würde nächste Woche beginnen. Kappler hoffte, heute mehr zu erfahren als in den bisherigen Gesprächen. Vor allem musste er schleunigst herausfinden, ob Janus tatsächlich etwas mit den Vorfällen in Köln zu tun hatte.

Während der minutiösen Aufarbeitung des Falls hatte Kappler ein Vertrauensverhältnis zu Hannah aufgebaut. Sie sah in ihm so etwas wie einen väterlichen Freund, das hatte sie mehrfach betont. Hannah hielt sich von den Medien fern, gab keine Interviews und war so gut wie nie vor einer Kamera zu sehen. Ganz im Gegensatz zu der zweiten Überlebenden, Melissa, die ihre ungewollte Popularität dazu

nutzte, Geld zu verdienen. Kappler erlaubte sich kein Urteil über Melissa, jeder Mensch hatte seine eigene Art, mit so einem Trauma fertigzuwerden.

Die Medien waren natürlich mehr an Hannah interessiert, damals wie heute. Ihr waren sogar Buchverträge angeboten worden, immerhin hatte Hannah das letzte Gespräch mit dem Psychopathen geführt. Aber sie weigerte sich, ihre Gedanken und Gefühle in der Öffentlichkeit preiszugeben. Lediglich ein paar Presseerklärungen hatte sie abgegeben. In einer verglich sie Janus mit dem norwegischen Massenmörder Anders Breivik, der vor einiger Zeit wahllos junge Menschen erschossen und dies auch noch als politisches Statement zu verkaufen versucht hatte. Dieser Vergleich dürfte Janus nicht gefallen haben, genau deshalb hatte Hannah ihn gebracht.

Kappler erreichte die Tür. Der Schließer öffnete den Besprechungsraum Nummer drei und trat einen Schritt zur Seite. »Soll ich hier warten?«

Kappler schüttelte den Kopf. »Nein, nicht nötig.« Er ging an dem Uniformierten vorbei, und der schloss die Tür hinter ihm.

Professor Andreas Zargert stand mit dem Rücken zu Kappler am vergitterten Fenster, hielt die Augen zugekniffen. Das Sonnenlicht war grell, die Gitterstäbe erzeugten ein Schattenmuster auf dem kahlen Steinboden. Als er sich umdrehte, öffnete Zargert die Augen, blinzelte kurz und suchte den Blickkontakt. Seit drei Monaten hatten sie nichts mehr voneinander gehört. Zargert sah schlecht aus, sein Gesicht wirkte blass, fast käseweiß. Er trug keine Anstaltskleidung, sondern Jeans und ein verwaschenes blaues Sweatshirt. Sein Haar war durch und durch ergraut und

ungewaschen, die Falten um seine Augen ließen sich nicht mehr übersehen. Kappler wusste, dass der Professor niemanden mehr hatte, keine Familie, keine Freunde. Sein ältester Sohn Lovis lebte in Australien und hatte sich gänzlich losgesagt von seinem Vater. Aurel war auf der Flucht: *Janus* nahm einen der oberen Ränge auf den Fahndungslisten von Interpol ein. In der Untersuchungshaft durfte der Professor keine Kontakte zu Mithäftlingen haben, später würde er wahrscheinlich auch nicht zu den beliebtesten Insassen gehören. Seine Arroganz und das intellektuelle Gehabe waren sogar für Kappler schwer zu ertragen gewesen. Einfachere Gemüter, wie sie hier im Gefängnis anzutreffen waren, würden darauf mit einem Faustschlag ins Gesicht reagieren.

Zargert blinzelte, dann deutete er zum Tisch, um den herum drei Stühle standen. »Setzen wir uns doch.«

Sein Tonfall klang, als sei der Hauptkommissar sein Gast. Kappler ließ ihm die Freude. Sie setzten sich an den Tisch.

»Kommen wir gleich zur Sache«, eröffnete Kappler das Gespräch. »Sie haben einen Brief bekommen, von Ihrem Sohn. Was hat Aurel mit dem Chaos in Köln zu tun?«

»Was habe ich davon, wenn wir miteinander reden?« Früher hätte Zargert nach so einer Bemerkung zynisch gegrinst, heute sah er ihn mit leeren Augen an. Es hatte sich etwas verändert in ihm, das spürte Kappler. Zargert wirkte müde, ausgelaugt.

»Ich könnte als Leumundszeuge im Prozess aussagen. Vielleicht springen da ein paar Jahre Haftverkürzung für Sie heraus.«

Zargert suchte den Blickkontakt. »Das würden Sie für mich tun, wirklich?«

»Ja«, erwiderte Kappler. »Im Gegensatz zu Ihnen kann ich über meinen eigenen Schatten springen.«

Zargert hatte in keinem Verhör, in keiner Anhörung, wahrscheinlich noch nicht mal gegenüber seinem Anwalt zugegeben, dass er Schuld auf sich geladen hatte. Es passte einfach nicht in sein Weltbild, ein Monster erschaffen zu haben. Genau das war Aurel alias Janus: ein Monster! Ein Serienmörder, der aus purer Lust am Töten handelte. Zumindest war dies die einhellige Meinung der forensischen Psychologen, die sich mit dem Fall beschäftigten hatten.

Zargert verschränkte die Arme und beugte sich etwas nach vorne, um Kappler ein Stück näher zu sein.

»Wissen Sie was?«, hauchte er leise. »Ich vertraue Ihnen. Ich rede mit Ihnen. Weil ich das will. Und Sie werden entscheiden, ob Sie im Prozess für mich aussagen oder nicht.«

Kappler nickte. »Das klingt fair. Ich werde mein Versprechen halten, wenn Sie mir die Wahrheit sagen.«

Zargert griff in seine Gesäßtasche und holte einen Zettel hervor, der zusammengefaltet war, legte ihn auf den Tisch, schob das Papier zu Kappler herüber. Während der Kommissar den Zettel nahm und auffaltete, lehnte sich Zargert wieder zurück, breitete zuerst die Arme aus wie Jesus am Kreuz und verschränkte sie dann hinter dem Kopf.

Kappler las, was auf dem Zettel stand: »Heute jährt sich der Todestag von Reinhard. Darum werde ich ein Zeichen setzen und der Menschheit ihre grenzenlose Dummheit vor Augen führen. – Erkenntnis ohne Handeln bedeutet keine ausreichende Erkenntnis.«

Schließlich blickte Kappler auf und sah Zargert fragend an. »Wer ist Reinhard?«

»Er war ein Freund von Aurel. Reinhard Grav. Sie kennen sich seit der Schulzeit. Reinhard war der intelligenteste Mensch, dem ich je begegnet bin. Er hat Informationstechnologie und Mathematik studiert, spezialisierte sich auf Kognitionswissenschaften. Künstliche Intelligenz und so was.«

Kappler faltete den Zettel wieder zusammen und legte ihn auf den Tisch. »Und woran ist er gestorben?«

»Ein tragischer Unfall. Zumindest lautet die offizielle Version so. Reinhard war ein geübter Bergsteiger, er kam von einer Tour nicht mehr zurück.«

»Sie haben jedoch einen anderen Verdacht?«

Zargert nickte. »Aurel war der Überzeugung, dass es Selbstmord war.«

»Und was hat das mit der Sache in Köln zu tun?«

»Reinhard hatte ein Projekt. Kurz vor seinem Tod. Er hat sich mit dem Verkehrsfluss in modernen Großstädten beschäftigt. Er programmierte eine neuartige Ampelschaltung, die selbstlernend war. Künstliche Intelligenz eben. Die Autos sollten über die Ampeln entscheiden, nicht umgekehrt. So würde alles im Fluss bleiben, und die Autos würden weniger Benzin verbrennen und weniger Abgase in die Luft abgeben. Ein geniales Konzept.«

Kappler fing an, eine Verbindung zu erkennen, sah auf den Zettel und überflog ihn noch mal.

Zargert erhob sich von seinem Stuhl, brauchte anscheinend ein wenig Bewegung. »Reinhard scheiterte mit seiner Idee. Die Uni hat das Projekt abgelehnt, nachdem sich eine europäische Förderkommission dagegen entschieden hatte.

Es gab keine Fördergelder, weil gewisse Politiker in Brüssel gar kein Interesse daran haben, dass die Leute mit dem Auto in der Stadt schneller vorankommen als mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Im Gegenteil. Der Verkehr soll ausgebremst werden, zumindest nach Meinung linker Ideologen.«

»Mag sein«, unterbrach Kappler ihn ungeduldig. »Aber wo ist die Verbindung? Reden wir über Ihren Sohn – Janus!«

»Von dieser Niederlage hat Reinhard sich nicht erholt. Deshalb glaubt Aurel, dass es Selbstmord war.«

Kappler verstand. »Janus hat die Idee seines Freundes aufgegriffen, um sie in umgekehrter Weise in die Tat umzusetzen?«

Zargert nickte. »Wer den Verkehr fließen lassen kann, kann ihn auch stoppen. Die Mechanismen dürften dieselben sein.«

»Können Sie mir mehr über dieses Ampelprojekt sagen? Hat Aurel Ihnen davon erzählt?«

»Er hat davon erzählt, aber ich habe es nicht verstanden. Mathematik und künstliche Intelligenz, da steige ich aus.«

Kappler sah erneut auf den Zettel, der auf dem Tisch lag. »Was soll der letzte Satz heißen?«

»*Erkenntnis ohne Handeln bedeutet keine ausreichende Erkenntnis?*«

Kappler nickte.

»Sagt Ihnen der Name Yukio Mishima etwas?«

Kappler schüttelte den Kopf. »Klingt japanisch.«

Jetzt nickte Zargert. »Es hätte mich auch gewundert, wenn Sie sich für japanische Literatur interessieren. Yukio Mishima war ein Dichter und Philosoph, der mehrmals für

den Literaturnobelpreis vorgesehen war, ihn aber nie erhalten hat. Der letzte Satz könnte ein Zitat von ihm sein.«

»Könnte?«, hakte Kappler nach.

»Reinhard und Aurel waren Fans von Mishima. Ganz nebenbei erwähnt. Mishima erlangte traurige Berühmtheit, weil er Selbstmord beging. Der international erfolgreiche, weltweit gefeierte Autor beging Seppuku, die traditionelle Form von Harakiri, wie sie sonst nur die Samurai pflegten.«

Kappler dachte laut. »Eine Anspielung auf den Suizid? Was glauben Sie, will Janus den Tod seines Freundes rächen?«

Zargert lachte verächtlich. »Herr Kommissar, ich bitte Sie.« Er schüttelte den Kopf. »Fragen Sie mich nicht nach seinen Beweggründen. Wir wissen beide, dass so ein banales Motiv wie Rache niemals ausreichen würde. Janus denkt in anderen Kategorien.«

»Sagen Sie mir einfach, was Sie denken.«

Zargert seufzte, er wirkte noch müder als vorher. »Wenn man die komplette Infrastruktur einer Großstadt lahmlegt. Welche Konsequenzen ergäben sich daraus?«

Kappler musste nachdenken, ihm fiel dazu einiges ein, er wollte aber erst die Meinung des Professors anhören.

»Betrachten Sie das Ganze mal als eine Art soziologisches Experiment«, fuhr Zargert fort. »Kennen Sie die *Broken-Windows-Theorie*?«

Kappler nickte. Er war ein Anhänger dieser Theorie, die Anfang der Neunzigerjahre von zwei amerikanischen Soziologen entwickelt worden war. Leider stand er mit dieser Haltung etwas allein da, zu wenige Verantwortliche in Deutschland glaubten daran. Die *Theorie der gebrochenen Fenster* sah einen Zusammenhang zwischen dem Verfall

von Großstädten und der Kriminalität und war die Grundlage der Nulltoleranzstrategie, auf die der New Yorker Bürgermeister Rudolph Giuliani sich Ende der Neunzigerjahre berufen hatte. Er wollte seine Stadt zur sichersten Metropole der Welt machen. Was ihm auch gelang. Das Prinzip der Strategie lautete: »Wehret den Anfängen!« Wer Missstände, wie eine zerbrochene Windschutzscheibe, sofort aus der Welt schaffte, vermied Folgeschäden. Das war das Prinzip. Entsprechend wurden selbst kleinste Verbrechen konsequent geahndet, um größere zu verhindern. – Da das Tragen von Waffen in New York verboten war, ließ der Bürgermeister Rudolph Giuliani etliche Razzien in U-Bahnen durchführen, um die Fahrkarten zu kontrollieren. Die Idee dahinter war, dass Kriminelle, die Verbrechen begehen wollten, in der Regel keine Fahrkarten kauften. Wer dann auch noch eine Waffe bei sich trug, wurde von der Polizei festgenommen. Das sprach sich im Milieu herum. Die Kriminellen ließen ihre Revolver zu Hause, was die Mordrate rapide sinken ließ. Die Zahl der Körperverletzungen stieg dagegen an, die Leute prügelten sich, aber es kam zu weniger Schießereien. Die *Broken-Windows-Theorie* wurde durch den Bürgermeister quasi bewiesen und zeigte auf, wie in einer komplexen Gesellschaft Dinge ineinandergriffen, weshalb man sie nicht isoliert betrachten durfte. In Deutschland war man mit dieser Erkenntnis noch nicht so weit, es fehlte das Handeln.

Kappler verstand, was Zargert andeutete. »Wenn nichts mehr geht in einer Großstadt, alles stillsteht, kommen auch die Polizei und andere Einsatzkräfte nicht mehr durch.«

Zargert nickte. »Dann wäre das Fenster zerbrochen, wie es so schön heißt. Ein zerbrochenes Fenster kann der Aus-

löser für unglaubliche Dinge sein. Wie lange wird es dauern, bis die Ratten aus ihren Löchern kommen und die Stadt einnehmen?»

Kappler mochte gar nicht daran denken. Diebstähle, Raubüberfälle, Plünderung von Geschäften. Und keine Polizei weit und breit. So eine Situation könnte eine gefährliche Eigendynamik entwickeln. Aber das Schlimmste war, dass diese Logik genau dem Denkmuster von Janus entsprach.

»In den Nachrichten hieß es, Umweltaktivisten wären für das Chaos verantwortlich«, sagte Kappler.

»Gut möglich«, erwiderte Zargert. »Er benutzt sie. Wie Spieler in einem Escape-Room. Als Marionetten. Nur diesmal in einem viel größeren Raum. In einer ganzen Stadt. Aber in dem Spiel fehlt noch jemand.«

Kappler nickte stumm.

Zargert schien sich in der Position des Allwissenden zu gefallen. »Mich würde es nicht wundern, wenn Hannah Preuss sich derzeit in Köln aufhält. Wenn dem so ist, wissen wir beide, warum.«

Kappler gefror das Blut in den Adern. Er spürte eine Extrasystole, sein Herzschlag kam kurz aus dem Takt. Er stand von seinem Stuhl auf, nahm den Zettel an sich.

»Vielen Dank, dass Sie mich hergerufen haben. Ich werde mich an mein Versprechen halten.«

»Nicht nötig«, sagte Zargert und stand ebenfalls auf. »Es gibt noch einen anderen Grund, warum ich Sie hergebeten habe.«

Kappler blickte ihn fragend an, wartete darauf, dass er eine Bitte äußerte. Aber Zargert sah ihn nur an, seine Augen wirkten so leer, als wären sie aus trübem Glas. »Der letzte Satz in dem Brief war nicht an Sie gerichtet. Sondern

an mich. Ich habe in den letzten Monaten eine Erkenntnis gewonnen.«

Kappler verstand sofort, was Zargert meinte. Zwischen den beiden befand sich der Tisch. Der Professor hielt seine rechte Hand in der Hosentasche.

»Was immer Sie vorhaben, tun Sie es nicht«, sagte Kappler in ruhigem Tonfall.

Zargert lächelte. »Deshalb habe ich Sie gebeten, zu kommen. Ich wollte Ihnen auch eine Frage stellen.«

»Bitte.«

»Wieso sollte ich mich einem ordentlichen Gericht stellen? Dann würde mein Sohn genau das bekommen, was er haben wollte. Haben Sie darüber nie nachgedacht?«

Kappler setzte den Fuß auf den Stuhl, um mit dem nächsten Schritt auf den Tisch zu steigen. Zargert war schneller. Seine rechte Hand fuhr aus der Hosentasche. Im Licht der Sonne konnte Kappler kurz etwas aufblitzen sehen, bevor Zargert die Klinge in seinem Hals versenkte. Kappler war sofort bei ihm – zu spät. Zargert hatte die Halsschlagader getroffen, das Blut schoss in einer Fontäne heraus.

»Wärter!«, schrie Kappler. »Alarm!«

Zargert ging zu Boden, wo sich augenblicklich eine Blutlache bildete. Kappler kniete sich neben ihn, zog das selbst gebastelte Stichwerkzeug heraus, es war ein halbierter Esslöffel mit einer sehr scharfen Kante.

Hinter Kappler schnellte die Tür auf, der Wärter begriff sofort und verschwand wieder. Kappler versuchte, mit dem Finger die Halsschlagader zuzudrücken. Die Fontäne aus Blut ließ nach, nicht weil Kappler Erfolg hatte, sondern weil der Blutdruck rapide nachließ. Zargert sah ihn mit großen

Augen an und sagte mit letzter Kraft: »Janus wird siegen. Weil Sie ihn nicht verstehen. Weil Sie zu dumm für ihn sind.«

Kappler schüttelte den Kopf. »Nein, das wird er nicht.«

Zargert schloss die Augen, das Blut sickerte nur noch aus seinem Hals, als zwei Wärter mit einem Notfallkoffer hereinstürmten.

Kappler kam wieder auf die Beine, entfernte sich, ließ die Ersthelfer ihre Arbeit machen. Seine Jeans und das Sweatshirt waren von oben bis unten mit Blut besudelt, ebenso die schwarze Lederjacke. Er sah zu dem Professor am Boden, seine Gesichtszüge wirkten entspannt. Die Ersthelfer schüttelten nur den Kopf.

Kappler hätte den Suizid nicht verhindern können. Zargert war fest entschlossen gewesen. Den Suizid nicht, aber alles andere. Er musste Hannah verständigen, sie finden.

Bevor Janus es tat.